

Das wirkliche Leben pulsiert woanders

Gedanken zum Theorie-Praxis-Problem in der PsychologInnen-Ausbildung

Siegfried Grubitzsch

Zusammenfassung: Im folgenden wird der Frage nach dem Theorie-Praxis-Verhältnis in der Ausbildung von PsychologInnen nachgegangen. Dabei wird die These vertreten, daß eine allenthalben geforderte Hereinnahme berufspraktischer Anteile in das Studium letztlich nicht möglich ist. Dies wird anhand zurückliegender Versuche sowohl der Mainstream-Psychologie wie der ihrer Kritiker erörtert. Zugleich wird die weitere These vertreten, daß die gegenwärtige Ausbildung von Diplompsychologen an der „imaginierten Berufsidentität“ der Studierenden vorbeigeht und insofern einer Entfremdung von den berufsspezifischen Aufgaben Vorschub leistet.

1. Studienrealität

Ein Studium, so steht im *Brockhaus* zu lesen, ist „die lernende und forschende Beschäftigung mit wissenschaftlichen ... Inhalten, in der Regel unter Betonung der Eigenverantwortlichkeit des Studierenden“ (Enzyklopädie 1973). Es schließt mit einer die Berufsfähigkeit bestätigenden Prüfung ab – in der Psychologie zumeist mit dem Diplom. Damit sollen die (wissenschafts-)theoretischen, methodischen und tätigkeitsbezogenen Kompetenzen für eine einschlägige berufliche Tätigkeit erworben sein. Ist dies gesichert, war das Studium *nützlich*, worunter hier verstanden wird, daß seine Inhalte und Ausbildungsformen *sinnstiftend* für die spätere Berufsausübung wirken. Dies freilich entscheiden nicht die universitären FachvertreterInnen allein, sondern letztendlich eine Gesellschaft, für die ausgebildet wird und deren sich verändernde Bedarfe kurz- und langfristig abzudecken sind. In diesem Zueinander finden sich schließlich interessengeleitete Individuen – die Studierenden –, deren Absicht es ist, sich die für den Beruf des/der Psychologen/in erforderlichen Kompetenzen anzueignen.

Kürzlich beschwerte sich eine Studentin in meiner einführenden Vorlesung zur Psychodiagnostik über die Praxisferne meines Stoffes. Die Klärung von diagnostisch einschlägigen Begrifflichkeiten, die Erörterung erkenntnistheoretischer Rahmenbedingungen und methodologischer Probleme bringe ihr nicht genug für die spätere berufliche

Tätigkeit. Immerhin habe sie ja nun das Grundstudium abgeschlossen und erwarte jetzt jenes konkrete Handlungswissen, das ihr in ihrer späteren Tätigkeit abverlangt werde. Erstaunt über diese – leider allzu selten gewordene – Intervention, bemühte ich mich herauszufinden, was denn die eingeklagten Inhalte kennzeichne. Im Fortlauf des Gesprächs wurden beschreibende Fall-darstellungen ebenfalls als Trockenschwimmen beurteilt und aus Psychopathologie-Vorlesungen bekannte „Vorführungen“ von Patienten als ethisch nicht tolerierbar abgelehnt. Unter dem Strich blieben schließlich die verallgemeinernde Suche nach berufspraktischen Studieninhalten, nach Handlungskompetenzen also, und – zugegebenermaßen – *meine Zweifel, sie im Psychologie-Studium – und nur darum soll es hier gehen – jemals wirklich erreichen zu können.*

Die studentische Klage mangelnden Nutzens für die Praxis ist nicht neu. „Das Studium dequalifiziert“ (Abresch 1989, 128). „Eine Theorie, die Praxis nicht angemessen begreifen und aufgreifen kann, die sich in der Praxis als nutzlos, überflüssig oder gar hinderlich erweist“, sei ein „wissenschaftliches Kalendermotto“ (Meuser u. a. 1984, 13). „Ein Studium an der Universität bildet an der Realität der Lebenswelt weitgehend vorbei. Für das Fach Psychologie, aber auch andere Sozialwissenschaften, gilt dieses Urteil in eklatanter Weise“ (Rechberger 1988, 231). Und er schreibt weiter: „Diese Erkenntnis eröffnet sich spätestens den Jungakademikern, wenn sie